

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 7

Artikel: Europa und die deutsche Frage
Autor: Brentano, Bernard von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Europa und die deutsche Frage

Von Bernard von Brentano.

I. Die heilige römische Republik deutscher Nation.

Aus der Geschichte Europas ist das Kapitel der deutsch-französischen Beziehungen nicht herauszulösen; ja, es will dem Betrachter immer wieder scheinen, es sei dieses Problem das Zentrale unseres Kontinents schlechthin. Für die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich gilt der vielzitierte Satz von Clausewitz in der Umkehrung: hier war bislang der Friede stets eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Das Bedürfnis nach Sicherheit führte zu Bündnissen, die Bündnisse zu Verwicklungen, die Verwicklungen zu Kriegen, worauf alles aufs Neue begann.

Trotzdem ist die Literatur über dieses bedeutende Problem schmächtig. So hat uns ein Buch des deutschen Pazifisten F. W. Foerster, welches den gleichen Titel wie unsere Betrachtung trägt*), auf den Gedanken gebracht, einige Bemerkungen zum Thema jenes Problems niederzuschreiben.

Es sei jedoch gleich bemerkt, dass die Absicht nicht vorliegt, gegen Foerster zu polemisieren. Wichtiger als Foerster im einzelnen zu widersprechen scheint mir zu sein, eine nicht unbedeutliche Anzahl geschichtlicher Irrtümer zu verbessern, die gegenwärtig vielerorts gangbare Münze sind. Die Ursache solcher Irrtümer sehe ich darin, dass unsere Epoche besonders dazu neigt, die Geschichte zu idealisieren. Oft biegt man sie sogar zurecht, zumal wenn man Thesen zu beweisen wünscht, um mit den gewonnenen neuen zu erhärten.

Foersters Liebe gehört dem alten heiligen römischen Reich deutscher Nation, das gelegentlich eines der genialsten politischen Gebilde der Geschichte genannt wird. Aber jenes Reich hat so, wie es in vielen Geschichtsbüchern gezeichnet steht, niemals bestanden. Im Gegensatz zu den geschlossenen und machtvollen Monarchien England und Frankreich war das deutsche Reich bis zu seiner Zerstörung durch die Heere Napoleons im Jahre 1806 eine Republik, an deren Spitze ein gewählter Präsident stand, welcher den mystischen und verwirrenden Titel

*) Europa und die deutsche Frage. Luzern 1937.

Kaiser führte. Die Macht des Präsidenten war gering; sie beruhte niemals auf seiner Stellung als Präsident. Vielmehr von Anfang bis Ende auf dem, was man treffend Hausmacht genannt hat, d. h. auf der Grösse und dem Reichtum jenes Territoriums, in dem er so herrschte wie in England und Frankreich die Könige, als erblicher Fürst und befehlender Chef. „Ihr habt gut reden“, spottete Aeneas Silvius über die Deutschen, „den Kaiser Euren König und Herrn zu nennen. Er herrscht auf eine prekäre Art und besitzt keinerlei Autorität. Ihr gehorcht ihm nur, wenn es Euch passt, und es passt Euch sehr selten.“

Ich will hier nur anmerken, dass auf dieser langen republikanischen Epoche der deutschen Geschichte jene gefühlsmässige Abneigung gegen Demokratie und Parlamentarismus beruht, welche der ersten Republik so sehr geschadet hat; die Reichstage der Monarchie und der Republik vermochten die Schatten der alten Reichstage, vornehmlich der Regensburger, bei denen nie etwas herauskam, nicht zu vertreiben.

Das alte Reich war gross und sehr bevölkert, seine Bewohner waren von jeher tapfer — auf eine besondere Weise tapfer, über die noch zu reden sein wird — und seine binneneuropäische Lage zwang Deutschland, mit ebenso vielen Völkern in Konflikte zu kommen, als es Nachbarn hatte. Man unterstreicht diese Tatsache gern. Aber Krieg zu führen war niemals ein spezifisch deutsches Verhalten. Alle europäischen Staaten haben fortgesetzt Kriege geführt, und Frankreich besonders hat mit Spanien und Flandern, Holland, Burgund und England Jahrhunderte lang gekämpft.

Nach den blutigen Kriegen mit England, welche diese Nation vom Kontinent vertrieben und ihr Augenmerk auf andere Erdteile richten halfen, blieb Deutschland Frankreichs mächtigster Nachbar. Was für Deutschland seine geschichtlich gegebene Situation war, seine räumliche Grösse und zahlenmässige Stärke, bildete in den Erwägungen der Pariser Staatsmänner eine Gefahr. Dieser Gefahr war allein militärisch nicht zu begegnen; das deutsche Reich von 800 bis 1800 war etwa so unbesiegbar wie später das russische. Die französische Politik, welche fortlaufend eine aussergewöhnliche Zahl bedeutender Köpfe hervorgebracht hat, von den Kapetingern an bis zur Gegenwart, hat dem in grossartiger Weise Rechnung getragen. Da man

Deutschland weder unterwerfen konnte noch wollte, hat Frankreich mit verschiedenen Mitteln, in erster Linie diplomatischen, in zweiter militärischen das Seine dazu beigetragen, eine nationalstaatliche Einigung der germanischen Stämme zu verhindern.

„Der deutsche Föderalismus, die innerdeutsche Zerrissenheit“ — sagt der bedeutende französische Historiker Bainville*), der im folgenden noch öfter zu zitieren sein wird, „war niemals eine speziell deutsche Eigenschaft und von keinem mysteriösen Schicksal gewollt. Es war eine Situation, welche ausschliesslich politische, und zwar vorwiegend aussenpolitische Ursachen hatte. Die kaiserliche Republik Deutschland zu erhalten war nicht allein das Ziel der französischen Politik; die deutsche Fürsten-, Städte- und Bischofsrepublik war zum grossen Teil ihr Werk... Je häufiger sich die deutschen Kaiserwahlen erneuteten, desto schwächer wurde die kaiserliche Autorität. Dies“, fährt Bainville fort, „war ein glücklicher Umstand für den König von Frankreich, der sich zur rechten Zeit als der naturgegebene Freund aller jener deutschen Barone, Prälaten und Stadtrepubliken erkannte, welche gleich ihm der kaiserlichen Macht Widerstand entgegensezten und geeignet waren, das Rutenbündel der germanischen Kraft ungebunden zu lassen.“

Wer von diesen Zusammenhängen keine Kenntnisse hat, übersieht leicht, dass die habsburgische Monarchie nicht etwa von Preussen, wie viele meinen, zerstört worden ist, sondern von Frankreich. Als Karl V., ein Spanier, der unsere Sprache niemals verstanden hat, deutscher Kaiser wurde, war das deutsche Reich zum ersten Mal seit Jahrhunderten wieder mächtig. Aber als Karl gewählt wurde, war sein Gegenkandidat Franz I. von Frankreich, der deutscher Kaiser zu werden wünschte. Gegen diesen Mann zog Karl V. mehrmals ins Feld, und Franz I. ist der erste französische Monarch, der in deutsche Gefangenschaft geriet. Da brach die grosse Revolution der Reformation aus, und Bainville sieht richtig, wenn er sagt, dass die in ihrem Verlauf erfolgte Spaltung Deutschlands in zwei rivalisierende Lager, (heute würde man befreundete Gegner sagen) der nationalen Einheit und aussenpolitischen Macht des Reiches den Todesstoss versetzt hat. Frankreich wusste die Lage zu nützen.

*) J. Bainville: *Histoire de deux peuples*, Paris.

Im Jahre 1552 schloss ein Teil der deutschen protestantischen Fürsten mit dem König von Frankreich den Vertrag von Chambord. Frankreich verpflichtete sich für den kommenden Feldzug gegen den Kaiser enorme Hilfsgelder zu bezahlen, wofür der deutsche Fürstenbund versprach, bei der nächsten deutschen Königswahl den Wünschen Frankreichs zu folgen und an den König von Frankreich die Städte Metz, Toul und Verdun abtrat.

Dieser Vertrag geht zu Lasten Karls V. Zweifellos war Karl eine grosse Figur. Man braucht nur Tizians herrliche Porträts anzuschauen, um das zu erkennen. Aber er war kein Deutscher, und seine Politik war nicht allein für Deutschland, sondern hauptsächlich für die deutsch-französischen Beziehungen mörderisch. Karl richtete jene spanisch - burgundisch - österreichische Weltmacht auf, welche Frankreich wie ein eiserner Ring umklammerte und die Pariser Regierung zwang, alle Kräfte einzusetzen, um den Ring zu sprengen. Als Karl V. abdankte, hatte Deutschland nicht nur die endgültige Gegnerschaft Frankreichs als Erbschaft zu tragen, sondern auch territoriale Verluste. Die deutschen Niederlande waren zwar nominell für Oesterreich behauptet, aber an die Krone Spaniens gebunden und was schlimmer war, Deutschland selbst war an Spanien gefesselt durch das gemeinsame Herrscherhaus Oesterreich, dessen deutscher Zweig sich als spanische Secundogenitur fühlte. Auf den Spanier Karl V. folgt Richelieu, wie Bismarck auf den Korsen Napoleon I.

So steht am Ende des Mittelalters ein grosser Sieg Frankreichs, nicht etwa über Deutschland — das war Frankreichs Absicht nie — sondern ein Sieg über die bezwungene Gefahr, Deutschland könne ein geschlossener Nationalstaat werden, wie es zu jener Zeit Frankreich und England bereits waren. Die beginnende Neuzeit sollte noch weit grössere Siege Frankreichs sehen und zwar über das Haus Habsburg, dem es gelang, die kaiserliche Würde und das heisst die materiell einträgliche Präsidentschaft über die deutsche Fürstenrepublik in seiner Familie erblich zu machen.

Der Aufstand in Böhmen, welcher den dreissigjährigen Krieg einleitete, war eine innerdeutsche, antikaiserliche Revolte. Aber Bainville sieht abermals richtig, wenn er den Prager Fenster-

sturz mit den Schüssen von Serajewo vergleicht. Frankreich sah sofort, dass hier ein Bündnis zu schliessen war (zumal böhmische Gesandte nach Paris eilten), und von nun an unterstützte es zum ersten Mal auch militärisch diejenigen Teile Deutschlands, welche gegen den Kaiser kämpften. 1624 wurde Richelieu Aussenminister; er war ein Mann von der Grösse Bismarcks, und sein Vorgänger auch insofern, als er wohl der erste moderne europäische Staatsmann gewesen ist, der die herrschenden Klassen im Interesse der Regierung unterdrückte. „Il a affaibli l'esprit public en décourageant les classes supérieures de s'intéresser aux affaires publiques“, sagt Seignobos über seine Innenpolitik. Aussenpolitisch war sein Hauptwerk der Kampf gegen das Haus Habsburg, und Bainville lobt ihn, weil er mit überraschender Genauigkeit die Politik der Kapetinger in den vorausgegangenen Jahrhunderten fortgesetzt habe. „Auch der Kardinal“, schreibt er, griff erst zu den Waffen, nachdem er alle Hilfsmittel der Diplomatie erschöpft hatte. Er liess zuerst die Dänen und später die Schweden gegen den Kaiser kämpfen, bevor er sich entschloss, französisches Blut zu vergießen. Inzwischen bereitete er durch seine Diplomatie den Erfolg der bewaffneten Intervention vor. Auf dem Reichstag von Regensburg, wo die Arbeit seiner Agenten den Kaiser matt setzte, war sein Plan völlig übereinstimmend mit der Devise, welche unter Heinrich II. formuliert worden war, aber schon lange vor der Herrschaft dieses Fürsten praktiziert worden war: „Tenir sous main les affaires d'Allemagne en aussi grande difficulté qu'il pourra“. Richelieu selbst hat seine Absichten niemals verschwiegen. Eine Denkschrift über die französische Aussenpolitik, die er im Jahre 1629 verfasste, beginnt mit den Worten: „Wenn der König sich zum mächtigsten Monarchen der Welt machen will...“

Viele deutsche Historiker stellen den dreissigjährigen Krieg als deutschen Bürgerkrieg dar. Er war auch das; aber in der Hauptsache war er ein Sieg Frankreichs über Habsburg. „Die Verträge von Münster und Osnabrück“, sagt Bainville, „dieses Modell für jeden ernsthaften und dauerhaften Frieden mit den germanischen Ländern, enthielten vier wesentliche Punkte, welche Deutschland daran verhinderten, wieder ein grosser Staat zu werden und eine Gefahr für Frankreich und Europa.“

Das waren 1. die territoriale und politische Zerstückelung Deutschlands; 2. das Regime der Wahlen; 3. das parlamentarische Regime und 4. die den Siegern gegebene Garantie, das System der Verträge aufrecht zu erhalten.“ Aus der Fürsten- und Städterepublik des deutschen Mittelalters war ein Verein von Duodezstaaten geworden, deren Zustände Schiller in „Kabale und Liebe“ dargestellt hat.

„Von da an, fährt Bainville fort, entwickelte sich Frankreich in demselben Masse, in dem Deutschland sich zersetzte und auf löste. Die deutsche Anarchie befördern und festlegen, das war das Meisterwerk der Politik des XVII. französischen Jahrhunderts, das die Mühe und Arbeit mehrerer Generationen krönte, und den Triumph Frankreichs bedeutete, das von da an ohne Furcht neben seinem gefährlichen Nachbarn leben konnte, der in den Stand waffenloser Ohnmacht versetzt war.“

Das ist in der Tendenz richtig; nicht in der Sache. Die Zerstörung der zusammenhaltenden, kaiserlichen Gewalt musste auf einem so kräftigen und fruchtbaren Boden, wie dem deutschen, neue Erscheinungen zur Entfaltung bringen. So wurde denn, und genau um diese Zeit, die norddeutsche Macht Preussen begründet. Zunächst von Frankreich nicht erkannt, hob sie sich von da an politisch und militärisch durch die Intelligenz ihrer Minister und Fürsten; der bürgerliche Fleiss aber wurde ihr nicht zuletzt von jenen vielen Tausenden französischer Emigranten eingebracht, welche die Aufhebung des Ediktes von Nantes durch den Enkel Heinrichs IV. aus ihrer Heimat vertrieb, und welche Friedrich Wilhelm I. durch das Edikt von Potsdam beantwortete.

So macht das Schicksal seine grössere Politik; und die Völker gehen ihre Wege, deren Richtung wir erst erkennen, wenn schon ein Teil der Strecke zurückgelegt ist, gleich wie ein Mann in die Zukunft zu schauen vermag, der in vergilbten Jahrgängen alter Zeitungen liest. Daher habe ich immer für falsch gehalten, nicht Regierungen sondern Völker für bestimmte Politiken verantwortlich zu machen.

Es gab eine französische Politik, welche von Richelieu gemacht wurde, und es gab eine deutsche Politik, welche später gegen Richelieu gemacht worden ist. Jede hat das Ihre getan, und es handelt sich nicht darum, sich gegenseitig anzuklagen

und dadurch den Chauvinismus aufzureißen, sondern darum, in der Politik zu agieren und zu reagieren.

Richelieu war nicht nur französischer Aussenminister, sondern auch römischer Kardinal. Aber im Gegensatz zu den deutschen Katholiken war Richelieu in erster Linie Franzose und der gleiche Mann, der in Frankreich die Protestantten in einer Weise ausrottete, welche weit blutiger und ebenso schimpflich war wie die heutige Verfolgung der Juden in Deutschland, war der Verbündete der deutschen Protestantten. Diese Tatsache ist Foerster unangenehm und so hilft er sich mit der Behauptung, der Kardinal sei überzeugt gewesen, die ältesten und tiefsten Reserven der katholischen Glaubensgüter fänden sich in Frankreich und nicht in der jüngeren deutschen Welt.

Bainville sagt es deutlicher: „Die Haltung, welche das revolutionäre und separatistische Unternehmen der französischen Hugenotten Richelieu aufgezwungen hatte, verpflichtete ihn, vorsichtig bei dem Bündnis mit den deutschen Protestantten umzugehen. Das Problem, das zu lösen war, war sehr komplex. Das französische Interesse lief parallel mit dem der deutschen evangelischen Liga und des Helden der Reformation Gustav Adolf, gegen den Kaiser. Aber bei der Haltung, die die französischen Protestantten eingenommen hatten, war es unmöglich, sich dem europäischen Protestantismus auszuliefern, ohne vorher einen Gegenzug (gegen die französischen Protestantten d. V.) gemacht zu haben. Der Vertraute und Berater des Kardinals, der berühmte Pater Joseph sprach das mit Kraft aus, als er von dem Bündnis mit den deutschen Protestantten handelnd erklärte, man müsse sich dieser Dinge als eines Hilfsmittels bedienen, von dem ein wenig wie ein Gegengift wirkt, während zu viel davon tötet.“

Der deutsche Kaiser Ferdinand verzehrte sich vor Gram über die Haltung des Papstes, der gleichgültig vor allen Gefahren blieb, die das heilige römische Reich deutscher Nation bedrohten. Er sandte Kardinäle und Diplomaten zu Urban VIII., und beschwore ihn, diesen Krieg zum Kreuzzug gegen die ketzerischen Eindringlinge zu erklären. Aber der Papst war meist nicht zu sprechen. Ferdinand II. rang die Hände, hungerte aus Gram, erklärte verzweifelt, Rom versperre der irdischen Gerechtigkeit für ewige Zeiten den Weg und fragte immer wieder den

heiligen Vater, ob Richelieu, der mit allen Ketzern der Welt im Bunde stehe, mit England, Holland, Ungarn und sogar mit dem Sultan, nicht täglich den „Sündentodesfall“ begehe. „Wenn es einen Gott gibt“, sagte der Papst später einem Vertrauten, „dann wird wohl der Kardinal Richelieu schwer büßen müssen; wenn es aber keinen gibt, ist er ein sehr grosser Mann.“

In den Verträgen von Münster und Osnabrück hatte sich der König von Frankreich das Recht vorbehalten, (ein exorbitantes Recht, sagt Bainville) durch einen Bevollmächtigten auf dem deutschen Reichstag vertreten zu sein. „Die wahre Mission dieses Mannes“, sagt Bainville, „bestand darin, die Arbeiten der Versammlung zu überwachen, die intelligenten Köpfe an sich zu ziehen und die Verhandlungen im Interesse des französischen Staates zu lenken. Die Sammlung der Instruktionen, welche unter dem alten Regime unsern Gesandten bei dem deutschen Reichstag gegeben wurden, ist in diesem Punkte von grosser Klarheit. Es handelte sich darum, das deutsche parlamentarische Regime (d. h. jene Zerrform, welche der Fürstenreichstag darstellte) im Interesse Frankreichs zu leiten. In diesem System hat unsere Diplomatie niemals weder Skrupel noch Zweifel gekannt.“

Mit dem Frieden von 1648 war der Kampf gegen das Haus Oesterreich nicht beendet. In seinen Memoiren schreibt Ludwig XIV.: „Es galt, in Deutschland die Autorität von Grund aus zu zerstören, die das Haus Habsburg sich seit zwei Jahrhunderten begründet hatte.“ Auch diese Politik gelang Frankreich, wenn auch der Erfolg zuletzt ein anderer war als die französischen Staatsmänner gewünscht hatten.

II. Das System der östlichen Bündnisse.

Wir haben gesehen, dass bis zu dieser Zeit eines der hauptsächlichsten Mittel der französischen Diplomatie im Kampf gegen Deutschland war, sich in die innerdeutschen Verhältnisse zu mischen und diese zum Nutzen Frankreichs zu stören. Diese Politik wurde übrigens bis 1933 fortgesetzt, wo der letzte französische Gesandte bei der bayrischen Regierung München verliess, nachdem er besonders in den Jahren nach dem Krieg vergebens versucht hatte, in Bayern eine antideutsche Politik durchzusetzen. Mit Ludwig XIV. beginnt ein neuer Abschnitt, der

noch bis zum heutigen Tage dauert, Frankreichs Bündnis mit den im Osten gelegenen Gegnern des Reiches, zu jener Zeit den Türken. Diese Politik erschreckte Europa. Im Jahre 1692 wurde in Bern ein Studentenspiel aufgeführt, in dem „Frau Europa“ auf die Kunde von dem französischen Türkeneinfall ohnmächtig vom Stuhle fällt. Diese Art der französischen Politik, die ständige Einmischung in die innerdeutschen Verhältnisse auf der einen Seite und das Bündnis der christlichen Nation und des „allerchristlichsten“ Königs mit den geschworenen Feinden des Christentums, dem Türken oder später das Bündnis der freien französischen Republik mit dem Staate der russischen Zaren hat die Deutschen immer verwirrt und sie dazu verleitet, rein politische Handlungen moralisch zu werten, wie es etwa das oben erwähnte Berner Studentenspiel zeigt. Dieses Verhalten war schwächlich. Was Frankreich gemacht hat, war nie etwas anderes als Politik; man hätte dem eine bessere Politik entgegensemzen sollen. Aber dazu war man in Deutschland oft nicht imstande, weil politische Bildung sich nicht in Studierstübchen erwerben lässt. Den Deutschen fehlte tausend Jahre lang die Hauptstadt, wo schon der Jüngling „von der stärkenden Luft des öffentlichen Lebens seiner Nation umflossen wird“. Wie Richelieu imstande war, sich mit Protestantten zu verbünden, wo er die Hugenotten eben noch auf eine grauenhafte Weise ausgerottet hatte, ebenso ist der Franzose imstande, ein Bündnis mit Türken oder Bolschewiken zu verstehen, ohne darüber selber türkisch oder bolschewistisch zu werden, vorausgesetzt dass dieses Bündnis Frankreich jenen Nutzen bringt, seinen Gegner niederzuhalten. In Deutschland hat man oft und gern einer kindlichen Vermischung von Politik und Ideologie gehuldigt, und Hitler ist in diesem Punkte sehr deutsch. Kommt aber einmal ein Mann, der die beiden Begriffe auseinanderzuhalten weiß, wie das Bismarck konnte, hat er zunächst mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er sich durchsetzt; dann aber jubelt ihm die Nation umso begeisterter zu, als sie fühlt, dass er etwas Richtiges tut und darüber hinaus etwas, das sie wohl fühlen aber schwer praktizieren kann.

An die Epoche deutscher Geschichte, welche von 1600—1700 reicht, ist im Bewusstsein der Deutschen nur eine undeutliche, verschwimmende Erinnerung zurückgeblieben. Die preussische

Landesgeschichte, welche um jene Zeit beginnt, überschattet (etwa bis zum Jahre 1918) die deutsche. Es ist klar, dass Preussen, welches später an die Stelle Oesterreichs trat, und das neue Reich begründete, seine eigene Geschichte lehrte, ja, sogar propagierte. Aber der Grund, warum die deutsche Geschichte jener Zeiten so unbekannt ist, liegt tiefer, und die preussischen Schulmeister würden nicht so leichtes Spiel gehabt haben, wenn ihnen die Verhältnisse nicht geholfen hätten,

Das Haus Habsburg hatte politisch versagt. Karl V., der wie gesagt noch nicht einmal die deutsche Sprache verstand, hatte weder Luther begriffen, noch die Interessen des Reiches. Seine Nachfolger verirrten sich in blutige Religionskämpfe, welche in Wirklichkeit Hausherrnkämpfe waren, und liessen den Krieg, den ihre böhmischen Untertanen begonnen hatten, dreissig Jahre lang dauern, bis sie ihn endlich aufs elendeste verloren. Dabei war es durchaus nicht die katholische Religion als solche, welche ihnen am Herzen lag und für die sie kämpften. Sie waren bigott, rechthaberisch, kleinlich, wenig gebildet — Dürers Freund Maximilian ist der letzte Habsburger, den man von Künstlern umgeben sieht. Das Reich war ihnen gleichgültig oder unverständlich, und der Einzelne in der Nation spürte das. Drei Fehler vor allem muss man ihnen vorhalten: sie vermochten es nicht, die Reichseinheit herzustellen, wie das die Könige von England und Frankreich in ihren Territorien vollbrachten. Sie unterliessen, die religiöse Unabhängigkeit herzustellen, wie dies England durch den völligen Bruch mit dem Papst getan hatte und Frankreich durch den Gallikanismus, welcher Frankreich den Franzosen überantwortete und jede Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs durch den Papst unmöglich machte. Sie verstanden nichts von deutscher Politik.

Unter Ludwig XIV. gelangte Frankreich zur Hegemonie über Europa. Er baute das geschlossene System von Bündnissen aus, das von Schweden über Polen und Ungarn bis zu der türkischen Grossmacht reichte, welche seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts der Bundesgenosse Frankreichs war, und erweiterte die Grenzen Frankreichs mit Krieg und Gewalt. Leute wie Foerster stellen es in ihrer Abneigung gegen Preussen so dar, als sei es Preussen im allgemeinen und Friedrich der Grosse

im besonderen gewesen, welche Europa in Unruhe versetzt und die Heiligkeit der Verträge gebrochen hätte. Aber lange ehe Friedrich in Schlesien einrückte, hatte sich Ludwig XIV. des Elsass bemächtigt. „Mitten im Frieden”, sagte der Erzbischof Fénelon zu dem König, „haben Sie Krieg geführt und wundersame Eroberungen gemacht. Sie haben eine Reunionskammer eingesetzt, um Richter und Partei zugleich zu sein; das hiess: Kränkung und Hohn der Rechtsanmassung und Gewalttätigkeit hinzuzufügen... Ein solches Benehmen hat ganz Europa gegen Sie geeinigt und in Erregung versetzt.”

„Niemals hat sich Ludwig XIV. durch einen Vertrag gebunden erachtet”, sagt der französische Historiker Lavis. „Er hat in seinen Memoiren seinem Sohn die Meinung ausgesprochen, dass die Worte der Verträge den Komplimenten gleichen, die man in der grossen Welt macht, und eine im Verhältnis zu ihrem Klange ganz untergeordnete Bedeutung besitzen. Beinahe jedes Wort, das er gegeben hat, hat er gebrochen. Beim Tode des Königs von Spanien fand er Advokatenkniffe als Kriegsgründe und ähnliche Gründe nach dem Frieden von Nimwegen, um die Reunionen zu unternehmen. Niemand konnte sich auf ihn verlassen.” Hermann Oncken, dem ich diese Angaben entnehme, meint, in dieser Generation seien die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich für lange Zeit vergiftet worden. Aber man muss derartige Bemerkungen zurückweisen. Es ist das Tröstliche an der politischen Geschichte, dass sie heute nicht mehr weiss, was sie gestern getan hat.

Zu jener Zeit standen in Deutschland viele grosse Männer auf. Im Prinzen Eugen fanden die Habsburger den grossen Feldherrn; sie haben ihn zwar besser behandelt als den unglücklichen Wallenstein, aber kaum besser verstanden. Eugen war tolerant, wie Wallenstein, aber seine Herren waren so intolerant, wie die Herren Wallensteins, und es gibt kaum ein grösseres Laster für einen Staatschef, als intolerant zu sein. Neben Prinz Eugen stand Abraham a Sancta Clara, der Theoretiker der Türkenkriege; der dritte ist Leibniz. Foerster meint, Leibniz habe Frankreich und Oesterreich mit einander versöhnen wollen. Das war Leibnizens Absicht nicht. Leibniz wollte Frankreich ablenken, und in einer grossen Schrift, welche sich gegen die französische Politik wendete, wollte er Ludwig XIV.

den Vorschlag machen, Aegypten zu erobern. Immer aufs neue kreisen Leibniz' Gedanken um Deutschland, bis er zu dem Ergebnis kommt „Deutschland wird nicht aufhören seines und fremden Blutvergiessens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich recolligiert, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten.“

So weit die Aussenpolitik. Innenpolitisch macht Leibniz viermal vergeblich den Versuch, in Wien, der Hauptstadt des Reiches, als Geschichtsschreiber, als Gesetzgeber, als Buchwart einen Wirkungskreis zu finden. Es gelingt ihm nicht. Von 1668 ab richtet er eine Eingabe nach der andern und Entwurf um Entwurf nach Wien, um durch Gründung einer Akademie der Wissenschaften die Stadt des Kaisers zum geistigen Mittelpunkte des deutschen Reiches zu machen. Auch das misslingt. Die Akademie, deren erster Präsident Leibniz sein wird, wird nicht in Wien, sondern in Berlin gegründet. Ihr Mäzen ist Sophie Charlotte, die Frau des grossen Kurfürsten.

Die Biographie Leibniz', des grössten Mannes, den Deutschland zwischen Luther und Goethe hervorgebracht hat und beiden Männern an politischem Weitblick überlegen, erzählt das Leben eines Heimatlosen. Von Stadt zu Stadt muss Leibniz wandern und aus Mainzischen Diensten scheidend schliesslich ein jammervolles Amt in Hannover übernehmen, um existieren zu können. Die Bäume, sagt ein Sprichwort, werden nur im Wald gross. Leibniz war gross, aber wieviel hätte der Mann wirken können, der schliesslich seine Zeit damit verlieren musste, Hannöversche Stammbäume aufzustellen. Auch Leibniz fehlte der Wald, das heisst die Hauptstadt, welche kein grosses Talent ungestraft entbehren kann.

Man muss das genau sehen. Als Leibniz von Wien zurückgestossen wird und in Berlin Aufnahme findet, verschiebt sich der Schwerpunkt Deutschlands von Wien nach Berlin. Von da an wandern selbst diejenigen grossen Geister, welche der Süden Deutschlands hervorbringt, nach dem Norden, und der Norden selbst bringt einen grossen Mann nach dem andern hervor. Aber noch ein Phänomen ist zu beachten. Schon Leibniz war Protestant, und obwohl er höchst tolerant war und einer seiner grossen Pläne auf eine Wiedervereinigung der beiden grossen christlichen Kirchen in Deutschland abzielte, vermochte er es

nicht über sich zu bringen, seinen Glauben zu wechseln und zur alten Kirche zurückzukehren. Von da an hat der katholische Glaube in Deutschland wohl noch bedeutende Männer, aber keinen grossen Mann mehr hervorgebracht, kein Genie, weder in der Literatur noch in der Politik, noch in der Philosophie. Die einzigen Ausnahmen bilden einige Musiker, welche aber auf eine französische oder sagen wir gallikanische Weise katholisch gewesen sind; sie waren religiös, aber ihre Rechtgläubigkeit war fragwürdig. Ich halte dies keineswegs für ein religiöses oder katholisches Problem, sondern ausschliesslich für ein politisches. Seit Luther bedurfte der schöpferische Geist einer Freiheit, welche er innerhalb des deutschen Katholizismus nicht mehr fand. Die Habsburger vor allem waren päpstlicher als der Papst, und ihre Diener folgten ihnen. Sie waren defensiv, sie hatten vorgefasste Meinungen, sie betrachteten den Katholizismus als eine Weltanschauung, nicht als eine Religion.

„Der Katholizismus ist an allem schuld“, schreibt Grillparzer hundert Jahre später, in seinen geheimen Aufzeichnungen. „Gebt uns eine zweihundertjährige Geschichte als protestantischem Staate, und wir sind der mächtigste und begabteste deutsche Volksstamm. Heute haben wir nur noch Talent zur Musik und — zum Konkordate.“ Das ist eine Uebertreibung, deren Vater der leidenschaftliche Schmerz eines grossen Mannes ist. Aber man muss sie kennen, wenn man über deutsche Geschichte schreiben will.

(Fortsetzung und Schluss im nächsten Heft)